Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 56 (2000)
Heft: 2

Artikel: Wie viel hält die Sprache aus?
Autor: Gloor, Beat
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421772

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie viel hält die Sprache aus?

Von Beat Gloor

«Tun Sie das der Sprache bitte nicht an!» – Dieser Aufruf durchzieht Bücher über gutes Deutsch und schönen Stil sowie Feuilletons über die Zunahme von Anglizismen oder die verbrecherischen Sprachschöpfungen gewissenloser Werbetexter.

Dabei hält die deutsche Sprache allerhand aus. Sie kommt mir lebendiger vor denn je. Und was ihre Verluderung betrifft: Untergangspropheten hat es immer gegeben: «Dass die Welt im Argen liege, ist eine Klage, die so alt ist als die Geschichte» (Kant). Taucht nicht die Ansicht, die heutige Sprache widerspiegle ihren Niedergang in seiner ganzen Schärfe, bei jeder Generation von neuem auf? Die Älteren registrieren die lässige Ausdrucksweise der Jüngeren, setzen Veränderung automatisch mit Verschlechterung gleich und schliessen auf ein dramatisch gesunkenes Niveau.

Die Haltung, wonach eine bestimmte Variante einer Sprache wertvoller sei als andere (und deshalb der ganzen Sprachgemeinschaft aufgedrängt werden sollte), durchzieht die abendländische Sprachgeschichte wie ein roter Faden. Der autoritäre Charakter dieser *vor*schreibenden Sprachpflege (im Unterschied zur *be*schreibenden) lässt sich aus den Mitteln ablesen, deren sie sich bedient: Wörterbücher und Grammatiken regeln den korrekten Gebrauch der Sprache, während eigens gegründete Akademien ihre Reinheit bewahren sollen.

Die erste war die Academia della Crusca 1582 in Italien. 1635 gründete Kardinal Richelieu die Académie française. Ihr Hauptziel lautete, darauf hinzuarbeiten, «unserer Sprache eindeutige Regeln zu geben und sie rein, beredt und tauglich zur Behandlung der Wissenschaften und Künste zu machen». Es folgten Spanien (1713), Schweden (1786) und Ungarn (1830). 1885 entstand der Deutsche Sprachverein (seit 1947 Gesellschaft für deutsche Sprache) und 1949 die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung.

Wieso ist gerade in England nie eine Akademie gegründet worden? Hatten die Briten so viel Vertrauen in die Kraft des Englischen? Jedenfalls vertreten sie seit je eine Art «freie Marktwirtschaft der Sprache» – mit dem Ergebnis, dass sich die umliegenden Länder zum Teil mit Gesetzen vor Spanglish, Franglais, Swedlisch und Angleutsch zu

schützen versuchen. Schon im 18. Jahrhundert schrieb ein Dr. Johnson, man könne ebensogut ans Elixier der ewigen Jugend glauben wie an die Macht der Wörterbücher, die Sprache einzubalsamieren: «Mit gleichem Recht ist der Lexikograph zu verspotten, der ... sich einbildet, sein Wörterbuch könne die Sprache ... vor Verfälschung schützen.»

1761 notierte Joseph Priestley in seinen «Rudiments of English Grammar», der einzige gerechte Massstab sei «die gebräuchliche Art des Sprechens». Was nützt es, die Formulierung «I dont't have no money» als falsch anzuprangern (weil zwei Verneinungen sich aufheben und eine Bejahung ergeben), wenn 99 Prozent der Sprachgemeinschaft sie verwendet – und 100 Prozent sie richtig (nämlich logisch falsch) verstehen? Doch die Gegensätze zwischen dieser beschreibenden und der vorschreibenden Grammatik wachsen weiter: Während die einen behaupten, die anderen kümmerten sich keinen Deut um Normen und sähen sowieso alle Formen als gleichberechtigt an, bezeichnen die anderen die einen als sture Verfechter einer veralteten Tradition.

Die deutsche Sprache entwickelt sich – so sagt man. Doch genau genommen sind es hundert Millionen Menschen deutscher Muttersprache, die sie entwickeln – mit jedem Satz, den jemand spricht oder schreibt. «Nichts entwickelt sich», mahnt Wolf Schneider, «wenn die 45 000 Journalisten deutscher Muttersprache, die Deutschlehrer und ein paar andere Meinungsführer es nicht wollen.»

Gemäss Schneider darf «jeder, der die Sprache liebt, seinen Sprachgebrauch für richtiger halten» als beispielsweise den von «Spiegel», «Bild», dpa und Fernsehen, die ja nicht «in erster Linie der deutschen Sprache, sondern ihrem Geschäftsinteresse» dienen. (Ketzerische Frage: Wollen wir den «Duden» – immerhin ein kommerzielles Unternehmen wie Nestlé oder Daimler-Benz – da auch dazunehmen?) Weiter: «Wir finden die Einhaltung von Spielregeln in der Sprache nicht weniger wichtig als beim Tennisturnier. Wir wahren den Reichtum an grammatischen Feinheiten. Wir erlauben uns keine Schlamperei im Umgang mit einem Kulturgut ohnegleichen, das wir weitergeben sollten an kommende Generationen. Das frische, konkrete, wahrhaftige Wort verteidigen wir gegen Tarnsprache und abstrakte Floskeln. Wir wissen, dass die Sprache lebt ..., aber dies ist nicht gleichbedeutend mit der Neigung, vor jedem modischen Unfug in die Knie zu gehen.»

Eine andere Haltung vertritt der Linguist Harald Weinrich: «Sprachmischung ... bewirkt Mischsprache. Alle Sprachen sind mehr oder

weniger Mischsprachen. Dagegen gesetzlich oder gar puristisch (franglais!) anzurennen, ist verfehlt.» Weinrich sieht folgende Entwicklungstendenzen: Kürzere Sätze. Weniger Nebensätze. Mehr Substantive, weniger Verben (obwohl umgekehrt besser). Schwächung des Genitivs *(Trainer vom FC Zürich anstatt Trainer des FC Zürich)* und des Futurs *(Wir gehen morgen in den Wald* statt *Wir werden morgen in den Wald gehen).*

Wer sich dem aktuellen Gebrauch der Sprache bloss deshalb entgegenstemmt, weil die Wörter und Sätze von heute gegen die Regeln von gestern verstossen, macht sich lächerlich. Wir sollten nicht so tun, als wäre alles Geschriebene für die Ewigkeit bestimmt. Das war vielleicht zur Zeit der grossen Bibliothek in Alexandria noch der Fall. Heute jedoch lassen sich Daten, die vor dreissig Jahren auf Magnetband gespeichert wurden, bereits nicht mehr lesen, weil die Technologie überholt ist. Wir bringen uns um manches Schmunzeln, wenn wir verlangen, dass nur noch so geschrieben werde, wie es im «Duden» steht. Und statt in Gejammer über den Untergang des Abendlandes auszubrechen, sollten wir vielmehr experimentieren und versuchen, die Möglichkeiten der Sprache zu erweitern und sie so insgesamt vorwärtszubringen. Das hat sie nötig, wenn sie mit den bildlastigen elektronischen Medien mithalten will. Ganz im Sinn der Mutation nach Darwin: Jede Veränderung, jeder neue Begriff, jede neue Konstruktion ist eine Chance. Die Selektion – die Aufnahme oder eben Nichtaufnahme durch die Sprachgemeinschaft – sorgt dann schon dafür, dass nicht «jeder modische Unfug» überlebt.

Der langjährige Chefkorrektor der «NZZ», Walter Heuer, sagte im Vorwort zu seinen Sprachglossen «Deutsch unter der Lupe» 1971 auf den Vorwurf, er sei Sprachtorheiten und grammatischen Sündenfällen gegenüber zu nachsichtig: «Falsches wird richtig, und Richtiges wird allmählich falsch. Man darf deshalb nicht alles einmal Gelernte für ewig gültig halten und das, was sich vielleicht einmal als Entwicklung und Wachstum erweist, zum vornherein als Dekadenz betrachten.»